943
Un76

THE LIBRARY OF CONGRESS
DUPLICATE

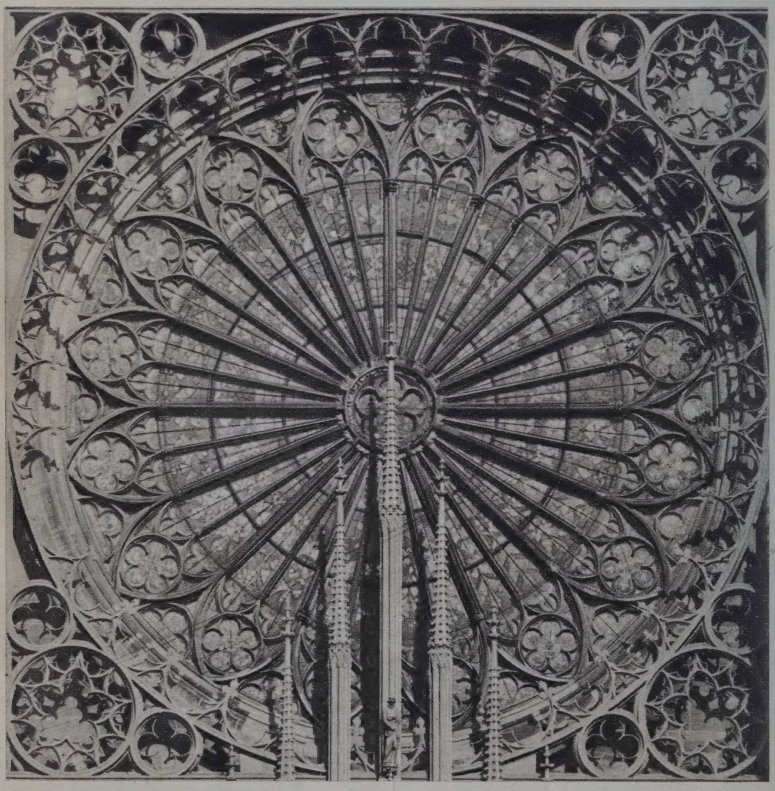
# Unsere Heimat

# Steinerne Zeugen

## Straßburg

Als ich zum ersten Male nach dem Münster ging, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gotischer Verzierungen . . ., und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck erfüllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus



Rosette am Hauptportal des Straßburger Münster

Aufn. Kunstgeschichtl. Seminar Marburg/Lahn

943
B4Hn 76

UNIV
ILLINO
AT URBA
OA
LIBRA

Das Straßburger Münster

Aufnahme: Staatliche Bildstelle Berlin

allen Entfernungen, in jedem Licht des Tages zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhoben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattendes Aug mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du? lispelt' er mir entgegen. Alle diese Massen waren notwendig, und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältnis erhoben.

Wie über dem Haupteingang, der zwei kleinere zu'n Seiten beherrscht, sich der weite Kreis der Fenster öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet, und sonst nur Tageloch war, wie hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! das all war notwendig, und ich bildete es schön! Aber ach, wenn ich durch die düsteren erhabenen Öffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens dazusein scheinen! In ihre kühne schlanke Gestalt hab' ich die geheimnisvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Türme hoch in die Luft heben sollten, deren ach, nur einer traurig dasteht, ohne den fünfgetürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigen! —

Und so schied er von mir, und ich versank in teilnehmende Traurigkeit. Bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Öffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgenduftkranz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegenstrecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Teilen belebt, wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt, wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit! Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und gottgleich sprechen kann: Es ist gut!

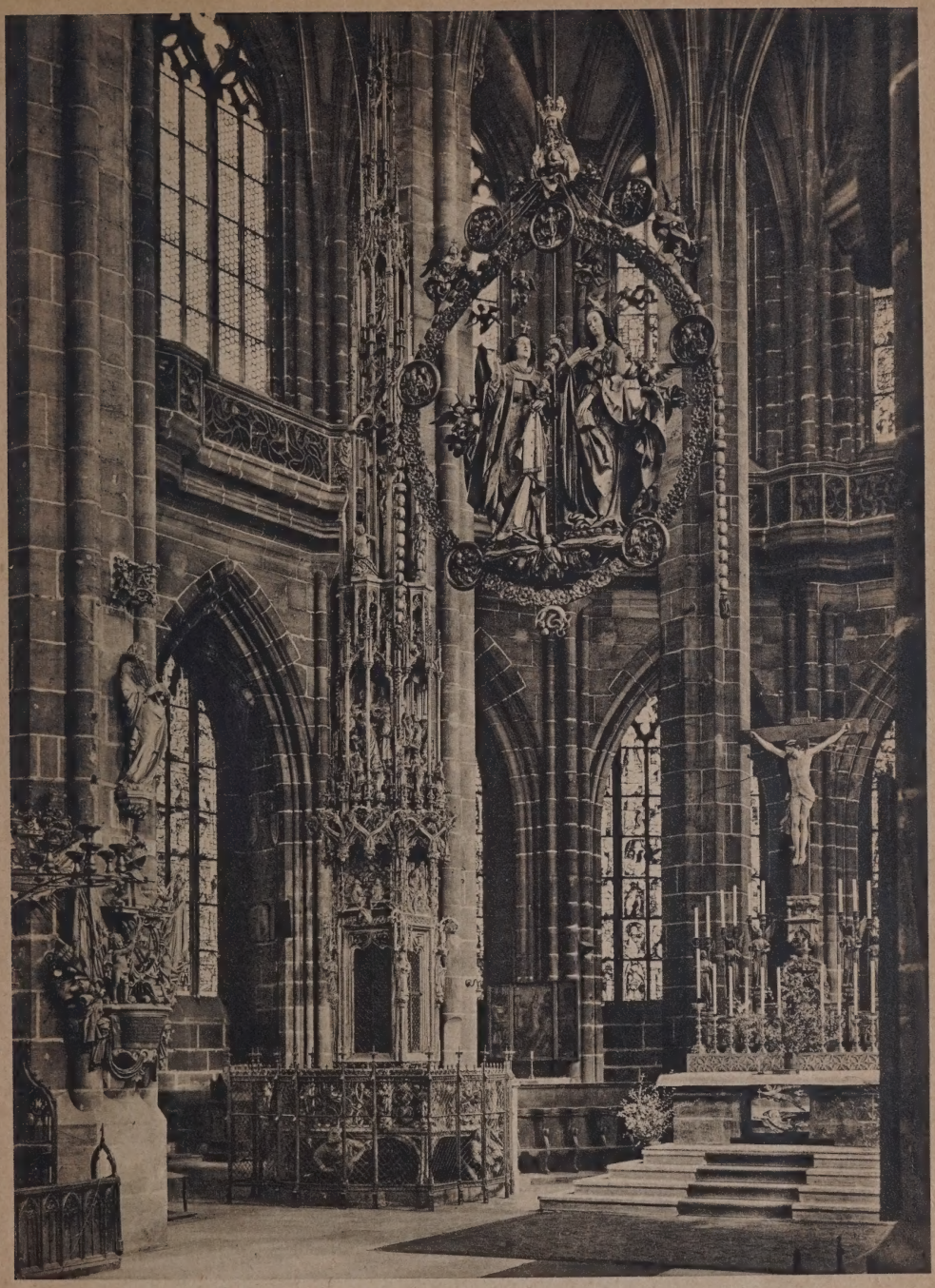
Von der Stufe, auf welche Erwin von Steinbach gestiegen ist, wird ihn keiner herabstoßen, hier steht sein Werk; tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele.

Goethe, Von deutscher Baukunst

## Sankt Lorenz zu Nürnberg

**Sankt Lorenz zu Nürnberg ist eine Schöpfung deutschen Bürgertums, die letzte und höchste vor dem Aufstieg zur Dürer-Zeit. Der berühmte Chor wurde 1445 begonnen, 1472 vollendet von Konrad Roritzer aus Nürnberg.**

**Der Chor lenkt das Auge in eine breite und milde, wohltuende Sphäre; der „Englische Gruß" des Veit Stoß, der sich in den Chor hineinsenkt, schließt das Ganze zum Bild zusammen. Dieser Raum ist nicht nur körperhaft bestimmt, sondern malerisch empfunden. Die Zeit Albrecht Dürers ist im Anbruch.**



Chor von St. Lorenz zu Nürnberg

Aufnahme: Staatliche Bildstelle Berlin

Die Marienburg

Aufnahme: Staatliche Bildstelle Berlin

# Marienburg

Die Ordensburgen stellen eine eigene Art der Gotik dar, deren Besonderheit wir nicht treffen, wenn wir sie herkömmlicherweise die Backsteingotik nennen. Sie ist die Gotik des erkämpften und umkämpften Neulandes, sie ist Ostlandgotik. Ihr fehlt nach unserm Gefühl die beschwingte Leichtigkeit, die wir neben anderem in der Gotik zwischen Elbe und Seine zu spüren glauben. Hier ist, wenn wir das Erscheinungsbild der Ordensburg einmal mit solchen Begriffen zu deuten versuchen, Ernst und Herbheit und ist zugleich ein kampfbereites Selbstbewußtsein, und alles dies ist aus dem Wesen des Ordens in die Burgen eingegangen und entsprach dem politischen Wesen des Raumes, den die Burgen zu decken und zu behaupten hatten. August Winnig

Im Remter der Marienburg

Aufnahme: Staatliche Bildstelle Berlin

# Geist und Antlitz

## Das Urbild des Menschen

(Zu den Bildern der beiden folgenden Seiten)

Am Südportal der köstlich-reichen Marienkapelle in Würzburg stehen die Sandsteinfiguren des ersten Menschenpaares. Der Meister, Tilmann Riemenschneider, der sie in den Jahren 1491—1493 schuf, war erst acht Jahre vorher aus der Gegend am Nordhang des Harzes, aus der er stammte, in die reiche und heitere Bischofsstadt am Main zugewandert. Er muß sich als Bildhauer bald einen Namen gemacht haben, um als „Zugereister" diesen wichtigen Auftrag anvertraut zu bekommen, mit dem die Bürgerschaft dem figurenlosen älteren Südportal ihrer Kirche die sinngemäße Bedeutung geben wollte.

Er hat ihn mit einer künstlerischen Sicherheit und Überlegenheit gelöst, die die beiden Figuren zu Meisterwerken deutscher Bildhauerei und zu besonders lebendigen Zeugnissen deutschen Wesens gemacht hat. Über den zierlichen, nackten Körpern, die in ihrer Gebrechlichkeit und den etwas unsicheren Bewegungen das Form- und Körperempfinden der tief erschütterten Jahrzehnte des ausgehenden Mittelalters spiegeln, sammelt sich aller Ausdruck des inneren Lebens in den schönen Köpfen. Wir müssen dabei bedenken, daß es weder die Absicht des Bildhauers sein konnte, zwei ganz bestimmte Menschen zu porträtieren noch etwa das deutsche Wesen in seiner besonderen Art anschaulich zu machen. Der Künstler hatte vielmehr das Bildnis des Menschen überhaupt zu gestalten; deshalb mußte er von porträthaften Einzelzügen und Besonderheiten absehen. Daß dann dieses Bild vom Menschen vor Gott eben ein so selbstverständlich deutsches Gepräge bekam, erklärt sich daraus, daß der Meister mit ungetrübter und ursprünglicher Kraft in Volk und Gemeinde stand. Da es ohne Absicht geschah, ist uns die Gestaltung deutscher Art in diesen zwei Köpfen um so glaubwürdiger.

Adam neigt den feinen Kopf auf schlankem Hals leicht nach rechts. Bei aller Verhaltenheit wirkt diese Drehung natürlich-lockernd; sie scheint aus einer augenblicklichen Gemütsbewegung zu entspringen, der das Antlitz durch eine gleichzeitige leichte Wendung zur Seite wie lauschend folgt. Reiches, offenes Haar rahmt die Züge an drei Seiten ein. Dem vielgestaltigen Spiel der Locken, die sich in dichten Drehungen und welligem Fluß fast zu einer Perücke zusammenschließen, wie oft bei Riemenschneider, spüren wir an, daß der Meister ursprünglich mit dem Schnitzmesser in Holz zu arbeiten pflegte. Diesen Lieblingswerkstoff der deutschen bildenden Kunst hat Riemenschneider mit solcher Meisterschaft beherrscht, daß er bei vielen Bildwerken auf die sonst damals übliche farbige „Fassung" (Bemalung) verzichten konnte. Ausgesprochen deutsch ist die Freude am reichen, endlosen Spiel verschlungener Linien, besonders wenn es sich — wie bei dem reichen Haar des Adam — mit Licht- und Schattenwirkungen verbindet, die Bewegungen einmal ins Dunkel eintauchen läßt, um sie gleich darauf wieder herauszuführen ins Licht. Es ist sehr bezeichnend, wie Riemen-

schneider dieses uralte germanische Formempfinden in malerischer Lockerheit neben den ruhigen Flächen und Rundungen des Gesichtes spielen läßt. Durch den Gegensatz steigert er dessen gesammelte Ruhe und Klarheit. Die Augen unter den hochgezogenen Brauenbogen blicken versonnen und vergessen in weite Räume. Die Nase, kräftig und etwas bucklig, gibt dem sonst feingliedrigen, schmalen Gesicht den männlich-kräftigen Unterton. Der kurze, volle Mund ist ernst und sinnend geschlossen. Empfindsamkeit, Würde und ein leichter Hauch von Trauer ziehen von Mund und Kinn aus über das ganze ebenmäßige Antlitz. Dieser deutsche Jüngling an der Schwelle zum Mannesalter ist gewohnt, nach innen zu sehen und zu hören. Er spricht nicht viel und neigt nicht zu übermütig äußerlicher Lebensfreude. Die adlige Zurückhaltung in der Äußerung des inneren Lebens, die in der Sparsamkeit der plastischen Mittel, in den verhaltenen Schwellungen aller körperlichen Formen ihren Ausdruck findet, gibt diesem Adam etwas Zeitloses, Überpersönliches. Und zugleich ist er in seiner schönen, sinnenden Schwermut so ausgesprochen deutsch, daß wir ihn uns in einem anderen europäischen Land überhaupt nicht entstanden denken könnten. Es gibt nicht zufällig Darstellungen vom Kopf des jungen Goethe, mit denen er über mehr als drei Jahrhunderte im Kern verwandt ist.

Eva ist in der klaren, jugendlichen Körperlichkeit des Kopfes, der von ruhig fallendem, schlicht gescheitelten Haar eingefaßt wird, unbeschwerter und weltnaher. Eine leiche Drehung und Neigung des Kopfes nach rechts löst auch bei ihr die strenge Monumentalform. Unsymmetrisch fällt das Haar über die rechte Schulter zurück, während links eine schön bewegte Strähne wie eine fein beschwingte Melodie nach vorn über Schulter und Oberarm spielt. Die knospenhafte Fülle und die zugleich spürbare Unbestimmtheit persönlicher Entfaltung geben dem runden Kopf, der sich durch die breite und freie Stirn, die feinere Nase, kleinen Mund und schmale Augen von dem Adams unterscheidet, eine natürliche Frische und Ursprünglichkeit. Kein Schatten von Ernst oder Schwermut berührt den gesunden Liebreiz dieses jungen Frauenantlitzes, das in seiner Mischung von unverfälschter Aufgeschlossenheit und selbstverständlicher frauenhafter Zurückhaltung — ganz abgesehen von der körperlich-rassischen Ausprägung — so ausgesprochen deutsch wirkt.

Bei keinem der beiden Köpfe kommen wir auf den Gedanken, es könnten etwa Porträts Würzburger Bürger aus jenen Jahren verwendet sein oder zugrunde liegen. Die Zeit und Riemenschneider hätten das gekonnt, wenn der Meister es gewollt hätte. Sein Scherenberg-Grabmal im Würzburger Dom (1495), die Grabmalfiguren von Kaiser Heinrich und Kaiserin Kunigunde in Bamberg (1513), das Grabmal des Fürstbischofs Lorenz von Bibra (Würzburg, 1519) oder Teile seiner herrlichen Schnitzaltäre in Rothenburg, Creglingen und Dettwang beweisen, daß er das individuelle, charaktervolle Menschenantlitz überzeugend zu formen wußte. Hier aber galt es, das Urbild des Menschen am Portal eines der kostbarsten Gotteshäuser der Stadt glaubwürdig zu gestalten. Das sichere Empfinden der mittelalterlichen Frömmigkeit dafür, daß bei Figuren des Heilsgeschehens, zumal an oder in Kirchen, die Einzelschilderung nur bis zu einer gewissen Grenze gehen darf, ist bei Riemenschneider noch voll vorhanden. Da es sich um Bilder von überpersönlichen Glaubenswirklichkeiten handelt, ist der Verzicht auf betont persönliche Empfindungen und Anschauungen nur sachgemäß. Das erste Menschenpaar trägt bei Riemenschneider die edlen Züge, die dem deutschen Menschen als Ausdruck und Spiegel seines Wesens vor Gott eignen, wenn er sich dem Anruf des Ewigen stellt. Über Jahrhunderte hinweg stellen diese gestaltgewordenen Urbilder uns unser leibliches und geistiges Wesen als Volk und unseren Auftrag als Christenheit zwingend und aufrufend vor Augen.

Martin Kautzsch

Kopf des Adam Tilmann Riemenschneider Aufnahme: Kunstgeschichtliches Seminar Marburg/Lahn

Kopf der Eva Tilmann Riemenschneider

Aufnahme: Deutscher Kunstverlag Berlin

# Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein

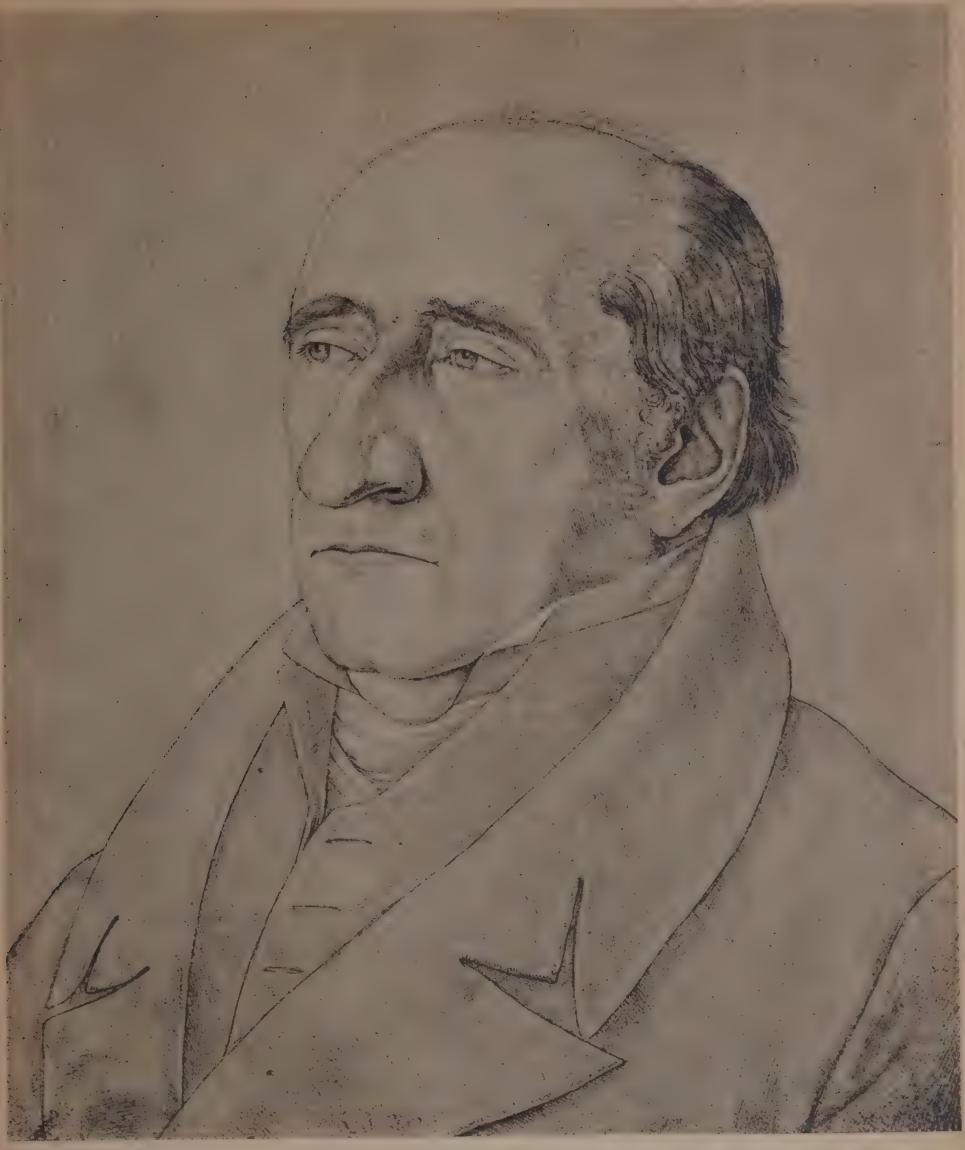
Den Staat bedachtsam zwischen den Klippen hindurchsteuern, bis der rechte Augenblick der Erhebung erschien, war diesem Helden des heiligen Zornes und der stürmischen Wahrhaftigkeit nicht gegeben. Doch niemand war wie er für die Aufgaben des politischen Reformators geboren. Der zerrütteten Monarchie wieder die Richtung auf hohe sittliche Ziele zu geben, ihre schlummernden herrlichen Kräfte durch den Weckruf eines feurigen Willens zu beleben — das vermochte nur Stein. Denn keiner besaß wie er die fortreißende, überwältigende Macht der großen Persönlichkeit. Jedes unedle Wort verstummte, keine Beschönigung der Schwäche und der Selbstsucht wagte sich mehr heraus, wenn er seine schwerwiegenden Gedanken in markigem, altväterischem Deutsch aussprach ganz kunstlos, volkstümlich derb, in jener wuchtigen Kürze, die dem Gedankenreichtum, der verhaltenen Leidenschaft des echten Germanen natürlich ist. Die Gemeinheit zitterte vor der Unbarmherzigkeit seines stachligen Spottes, vor den zermalmenden Schlägen seines Zornes. Wer aber ein Mann war, ging immer leuchtenden Blicks und gehobenen Mutes von dem Glaubensstarken hinweg. Unauslöschlich prägte sich das Bild des Reichsfreiherrn in die Herzen der besten Männer Deutschlands: die gedrungene Gestalt mit dem breiten Nacken, den starken, wie für den Panzer geschaffenen Schultern; tiefe, funkelnde braune Augen unter dem mächtigen Gehäuse der Stirn, eine Eulennase über den schmalen, ausdrucksvoll belebten Lippen; jede Bewegung der großen Hände jäh, eckig, gebieterisch: ein Charakter wie aus dem hochgemuten sechzehnten Jahrhundert, der unwillkürlich an Dürers Bild vom Ritter Franz von Sickingen erinnerte — so geistvoll und so einfach, so tapfer unter den Menschen und so demütig vor Gott —, der ganze Mensch eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Freisinn und Gerechtigkeit, von glühender Leidenschaft und billiger Erwägung.

v. Treitschke in „Geschichte des 19. Jahrhunderts"

„Ein unbeugsamer Nacken, ein stürmisches, unruhiges Gemüt, das findet einen Zaum und eine Befriedigung seiner Sehnsucht nur in den Lehren der Offenbarung; ihm ist die Heilige Schrift entweder nichts oder eine Zuschrift aus der Ewigkeit."

„Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderem Teile desselben angehöre, so bin ich nur ihm und nicht nur einem Teile desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig; es sind bloße Werkzeuge. Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen."

Freiherr vom Stein



**Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein**
**1757–1831**

Preußischer Staatsminister – „des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn" – der Wegbereiter der deutschen Einheit

Bleistiftzeichnung von Friedrich Olivier, mit Erlaubnis des Deutschen Verlages, Berlin

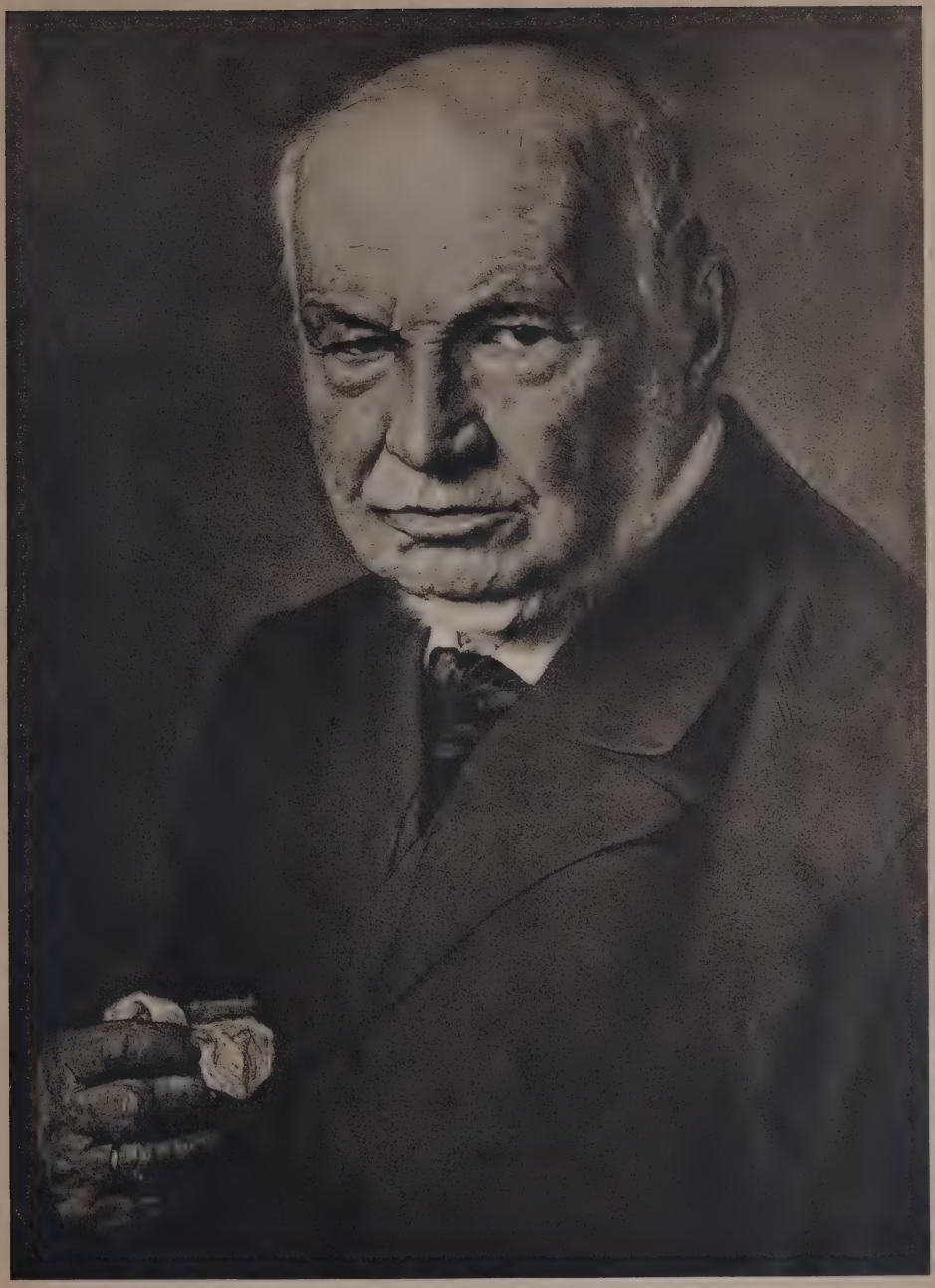
# Friedrich von Bodelschwingh

Bodelschwingh erschien nicht unähnlich einem westfälischen Bauern in seiner körperlichen Bildung, aber mit auffallend breiter Stirn und hochgewölbtem Schädel, mit tiefliegenden Augen, die klug, betrachtend, nicht gutmütig, aber unendlich gütig blickten, mit dem Mund eines Redners, dem man es aber doch anmerkt, daß er auch schweigen könne. Auf mancherlei Weise aber erweckte er die Vorstellung eines Herrschers und Herrn, der in Liebe gebietet und gerechtes Gericht halten kann wie seine Väter unter der Linde zu Dortmund. Mir war es besonders bemerkenswert, wie er in sich Eigenschaften vereinigte, die gerade in ihrer Gegensätzlichkeit einen ganzen Menschen darstellten: aufrechte Würde und echte Demut, eiserne Tatkraft und zartestes Erbarmen, durchdringende Menschenkenntnis und doch auch jene Einfalt, Unbekümmertheit und heiter spielende Laune, die das Kind und den Künstler auszeichnen.

Heinrich Wolfgang Seidel

Es war einige Jahre vor dem Weltkrieg. Ein trüber Wintertag ließ den Saal des Berliner Rathauses im grauen Mittagslicht noch trostloser erscheinen. Über der Versammlung des Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit lag die bleierne Langeweile, die über solchen offiziellen bürokratischen Sitzungen zu lasten pflegt, besonders wenn die finanzielle Seite behandelt wird. Das Gesetz über die Wanderarbeitsstätten stand zur Diskussion. Bisher hatten ausschließlich die Bürgermeister geredet und sich über die Lasten beklagt, die den Gemeinden durch die Fürsorge für Vagabunden erwüchsen. Da trat ein alter Herr vor mit weißem Schifferbart um Wangen und Kinn und einer unvergeßlichen Mischung von Güte und Energie in den Augen. Vor dem Bürgermeister Kirschner, in der vordersten Reihe, blieb er stehen und fragte: „Ach, lieber Bürgermeister, kannst du mir deine Brille leihen? Meine ist entzweigebrochen." Dieser gab sie ihm lächelnd. Man war gewöhnt, daß Bodelschwingh jeden duzte; alle sahen ihm die Wunderlichkeit nach, manche verstanden den Grund: er unterschied nicht zwischen Bekannten und Unbekannten, er sah nur den „Nächsten". — Die Brille paßte nicht. „Ich kann doch wohl nicht durch eine Bürgermeisterbrille sehen." — Dann richtete sich Bodelschwingh auf und fragte leise in den stillgewordenen Saal hinein: „Wo sind denn hier die Staatsanwälte?" Schweigen. „Ach, liebe Staatsanwälte, ich weiß doch, daß ihr da seid. Steht doch bitte einmal auf." Langsam erhebt sich einer nach dem andern, wie verlegene Schuljungen. Ganz ruhig und freundlich, aber sehr nachdrücklich sagt Bodelschwingh: „Da seid ihr nun, ihr lieben Staatsanwälte, und jeder von euch hat dies Jahr soundso viele meiner lieben Brüder von der Landstraße ins Gefängnis gesetzt, und ihr gehört doch ins Gefängnis mit eurer unbarmherzigen Gesetzgebung." — Nie wieder habe ich Menschen sich so schnell hinsetzen sehen. „Ich höre nur von Geld, Geld und immer wieder Geld; aber keiner redet von den lebendigen Menschen, die herumgehetzt werden, mit Almosen abgespeist statt mit Arbeit...!" Das also war Vater Bodelschwingh!

Elly Heuß-Knapp



D. Friedrich v. Bodelschwingh,
der Gründer der weltberühmten Bethler Anstalten in Bielefeld (1831—1910)
Nach einer Steinradierung von Rudolf Schulte im Hofe (1906), mit Erlaubnis des Deutschen Verlages, Berlin

# Fromm und frei

## Glaube und Werk bei Otto v. Bismarck

An seine Frau

3. Mai 1851

„Lichte die Anker Deiner Seele und bereite Dich, den heimischen Hafen zu verlassen. Ich weiß an meinem eigenen Gefühl, wie Dir der Gedanke schmerzlich ist, wie traurig die Aussicht für die Eltern ist, aber ich wiederhole, ich habe mit keiner Silbe herbeigeführt oder auch nur erwünscht, was geschieht. Ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehen, und ich g l a u b e, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht . . .

Grüße die lieben Eltern sehr, sehr, und bitte sie um Verzeihung, daß ich unser Stilleben so zerreiße, aber ich kann mich nicht entziehen, ohne fahnenflüchtig zu werden. Leb' wohl, fasse Mut im Gebet, und sieh nicht scheel zu dem, was sein soll. ‚Was Gott tut, das ist wohlgetan', damit laß uns in die Sache hineingehen."

*

26. Juni 1851

„Wir sind nicht auf dieser Welt, um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun, und je weniger meine Lage eine selbstgemachte ist, um so mehr erkenne ich, daß ich das Amt versehen soll, in das ich gesetzt bin."

*

3. Juli 1851

„Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden und habe mir mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Torheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem starken und klaren Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner einundzwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ . . . Wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den vierzehn Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was mir damals groß erschien, und wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserm inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder vierzehn Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben. Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben, das dahinfährt wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das bald welk wird; wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde."

*

20. Juli 1864

„Gott wolle uns ferner leiten und uns nicht der eigenen Blindheit überlassen. Das lernt sich in diesem Gewerbe recht, daß man so klug sein kann wie die Klugen dieser Welt und doch jederzeit in die nächste Minute geht wie ein Kind ins Dunkle."

*

## Im Gespräch

„Der Staatsmann kann nicht selber etwas schaffen, er kann nur abwarten, bis er den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört, dann vorspringen und den Zipfel seines Mantels fassen — das ist alles."

*

28. September 1871

„Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise — das Seine tun und jedem das Seine lassen, begreife ich nicht."

„Wenn ich nicht mehr Christ wäre, diente ich dem Könige keine Stunde mehr. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug und brauchte sie nicht." — „Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und übler Behandlung aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit tun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, die diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben! Orden und Titel reizen mich nicht."

„Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben."

## Aus einer Rede

Jena, 30. Juli 1892

„Diese ganze Entwicklung (die Gründung und den Aufstieg des Reiches) müssen Sie nicht meiner vorauszuberechnenden Geschicklichkeit zuschreiben; es wäre eine Überhebung von mir, zu sagen, daß ich diesen ganzen Verlauf der Geschichte vorausgesehen oder vorbereitet hätte. Man kann die Geschichte überhaupt nicht machen; aber man kann immer aus ihr lernen. Man kann die Politik eines großen Staates, an dessen Spitze man steht, seiner historischen Bestimmung gemäß leiten, das ist das ganze Verdienst, was ich für mich in Anspruch genommen habe. Es gehört allerdings noch mehr dazu — Vorurteilslosigkeit, Bescheidenheit, Verzicht auf gewisse Lieblingsideen und auf eigene Überhebung, und zwar dies in höherem Grade als eine überlegene Intelligenz, die alles voraussieht und beherrscht . . . Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen, und das Abwarten des rechten Momentes ist in beiden Situationen die Regel gewesen, die ich auf die Politik übertragen habe. Ich habe oft lange auf dem Anstand gestanden und habe mich von Insekten umschwärmen und zerstechen lassen müssen, ehe ich zum Schuß kam . . . Das Verdienst, das ich beanspruche, ist: ich habe nie einen Moment gehabt, in dem ich nicht ehrlich und in strenger Selbstprüfung darüber nachgedacht, was ich zu tun habe, um meinem Vaterlande richtig und nützlich zu dienen . . ."

*

Bismarcks Leibkutscher Patzke hat der Schwiegertochter des Fürsten, der Gräfin Wilhelmine Bismarck, von einem unvergeßlichen Erlebnis erzählt:

„Ich fuhr mit Durchlaucht im Herbst 1888 den ‚Totenweg' in den Püstower Bergen (Varzin), als der Fürst rief: ‚Anhalten! Ich will mir die Fichtenkultur ansehen.' Er stieg aus und ging bergauf in den Bestand. Es dauerte zehn Minuten — zwanzig Minuten, mir wurde bange. Ich band die Pferde an einen Baum und ging in der Richtung, die der Fürst genommen hatte, nach. Nach etwa drei- bis vierhundert Schritten sah ich ihn vor einer Kiefer auf beiden Knien liegen, die gefalteten Hände gegen den Stamm gestemmt und die Stirn darauf gelegt. Tyras und Flörchen (die Doggen) saßen neben ihm. Ich schlich mich leise zurück. Es dauerte wohl noch eine Viertelstunde, bis Durchlaucht wiederkamen, sehr blaß, sagten nur, freundlich wie immer: „Tut mir leid, daß es so lange gedauert hat. — Nach Hause!" (Aus: A. O. Meyer, Bismarcks Glaube, 1933.)

*

Wenige Wochen vor Bismarcks Tode hörte seine Tochter Marie, die im Nebenzimmer wachte, sein letztes Gebet, von dem wir wissen: eine ergreifende Fürbitte für sein Volk:

„O Gott, nimm mein schweres Leiden von mir oder nimm mich auf in dein himmlisches Reich. Behüte meine Geliebten, und behüte auch mein Land und laß es nicht verlorengehen!"

In Sanssouci
Holzschnitt von A. v. Menzel

## Zieten

Der Freigeist von Sanssouci hatte das siebenjährige Schicksal des großen Krieges erfahren, sein Rücken war krumm von der grausamen Last so vieler Schlachten, die Zähne waren ihm ausgefallen, und eisgrau starrte das Haar an den trockenen Schläfen, aber der zahnlose Mund hatte den beißenden Spott nicht verloren, und keiner war sicher, daß sich der Witz des Königs nicht an ihm versuchte.

So hatte er einmal den General Zieten auf Karfreitag zur Tafel geladen, aber der alte Husar hatte in schuldiger Ehrfurcht um Urlaub gebeten: er könne und werde nicht kommen, weil er zum Abendmahl ginge. Als sie zum nächsten Mal wieder in Sanssouci saßen, alle die lockeren Geister, die, von den Kerzen des Königs beleuchtet, das leckere

Mahl übermütig genossen, als Zieten ihm gegenübersaß, statt zur Seite, die Ungnade zu spüren, reizte den König sein Teufel der Bosheit gegen den Alten: „Wie ist Ihm, Zieten", rief er über die Tafel und ließ die Augen der spöttischen Frage schon das Schellenspiel läuten, „wie ist Ihm das Mahl am Karfreitag bekommen? Hat Er den Leib und das Blut Christi ordentlich verdaut?"

Das war ein Wort für die günstigen Herren unter den Kerzen des Königs; von ihrem frechen Gelächter und von dem Hohn ihrer Blicke begossen, saß der alte Haudegen da und konnte nichts tun als den Eisenkopf schütteln. Wie aber der Lärm sich nicht stillte und die Herren einander zutranken auf das Spottwort des Königs, hob sich der Zieten von seinem Platz, trat einen Schritt zurück von der Tafel und beugte sich tief vor dem König:

„Majestät wissen", sagte er fest und senkte die Stimme, weil Stille um seine Kühnheit entstand, „Majestät wissen, daß dieser Kopf heute dem König gehört, wie er bei Liegnitz und Torgau dem König gehörte. Über dem König aber steht Er, den ich glaube; ihn darf ich mir nicht so verhöhnen lassen. Da Eure Grenadiers in der kalten Nacht auf dem Schlachtfeld von Leuthen ‚Nun danket alle Gott' sangen, hat ihnen kein Spott die Wachtfeuer gelöscht. Der bei uns war in der Not, ihn zu verleugnen im Glück, das will mir hundsföttisch scheinen. Halten zu Gnaden!"

Das war ein kühnes Wort, an der Tafel des Königs von Preußen gesprochen, und die es hörten, traf es so hart, daß nur noch die Uhr im Saal tickte, so totenstill war es um den, der da stand. Der aber, den sie den Spötter von Sanssouci hießen und der auch der Alte Fritz war, blitzte den Sieger von Torgau an mit seinem blauesten Blick, als wären noch einmal Wachtfeuer da statt der Kerzen und Kugeln statt Worten. „Halten zu Gnaden!" sagte auch er und schwieg, als wollte der Ärger über den Hundsfott den Blick dennoch erlöschen.

Der große König und Zieten im Lager von Bunzelwitz

Holzschnitt von Adolph v. Menzel

Aber ein anderer als der, den die Herren in Sanssouci kannten, hob sich auf von der Tafel und hinkte an seinem Krückstock hin zu dem Alten, gab ihm die Rechte ganz in die Hand und legte die Linke auf seine Schulter: „Glücklicher Zieten!" sagte er seltsam und sah nach den Tränen, die dem alten Husaren über die Schnüre in seinen Pelz rollten. Dann aber vergalt er den treuen und großen Mut mit dem seinen und war nicht karger als er: „Es soll nicht wieder geschehen!" sprach er laut und frei in die Beklemmung der andern und war wieder König unter den Kerzen. Winkte den Herren, sie wären entlassen, indessen er Arm in Arm mit dem Alten ins Kabinett ging.

Wilhelm Schäfer

# Zu Dürers Bildnis seiner Mutter 1514

1514 an oculy. Daz ist albrecht Dürers mutter Dy was alt 63 Jor.

So das Signum rechts oben, von Dürers Hand mit demselben Stück Kohle hingeschrieben, mit dem die Zeichnung gefertigt wurde.

Fünfhundert Jahre schaut die Mutter Dürers stummen Blickes aus der Gebrechlichkeit ihres zermürbten Leibes in die nahe Tröstung der Ewigkeit. Dieser Blick aber ist die Gewalt und Ewigkeit des Bildes selbst. Was ist sonst groß daran? Eine alte, zerarbeitete Frau, die Stirn voller Sorgenfalten, Mund und Wangen eingefallen, die Lippen eingesunken und verdorrt, fast bloßgelegt scheinen die Sehnen an dem hageren Halse. Das ärmliche Kopftuch hängt, wie es will, und läßt das karge, streng zurückgestrichene Haar nur über der Stirne frei.

Barbara Holger hat sie geheißen, die Dürers Mutter war. Der 40jährige Vater hatte sie, die 16 Jahre alt war und eine „hübsche grade Jungfrau", als die Tochter seines Nürnberger Meisters 1467 geheiratet. Zwischen Arbeit und Sorgen gebar sie ihm 18 Kinder. Albrecht war das dritte.

Wo sind Schönheit und Jungfräulichkeit geblieben? Unerbittlich hat der Sohn den Kohlestift geführt, unbestechlich wiedergegeben, was vor Augen war.

Aber er war der Sohn. Aber es war die Mutter. Aber er war der Meister in seiner Kunst. Aber alle Kunst ist allerletzt Herzschlag des Blutes und weiß mehr als nur um das, was vor Augen ist.

Und so ward dieses Bildnis der Mutter ein Suchen nach dem, was bleibt, nach dem, was von Ewigkeit in uns war und selber ewig ist und ein Stück Gottes und nach Ihm verlangt. Wir Deutsche heißen es die Seele.

Ich weiß kein Bild, das mehr diesen Namen verdiente als das Mutterbild Dürers.

Zwar hat sich die Seele ganz in das Auge gerettet, hängt ganz in dem ferngerichteten Blick, als wolle sie allbereits fortfliegen, als sei sie im Körper gar nicht eigentlich mehr zu Haus.

Darum mußt du dieser Frau und Mutter ins Auge schauen, lieber Betrachter. Du mußt ihr lange und andächtig ins Auge schauen, um das zu finden, was an Seele darin ist: Siehe, ich mühte mich, ich sorgte mich, empfing und gebar, weiß um Lachen und Weinen, um Sünde und Reue — siehe, es ist alles dahin!

1514

Da ich aber niemalen aufhörte, die Hände wieder und wieder zusammenzufügen im Gebet, wird Gottes Gnade mit mir sein und mich hiernach hinüberheben in die ewige Seligkeit. Amen.

1502 nahm Dürer seine „arme elende mutter dy do ganz arm was" in sein Haus und in seine Hut, „denn sie hätt keine gesunde Zeit nie nach meines vaters Tod. Diese meine frumme Mutter hat 18 kind tragen und zogen, hat offt die Pestilenz habt, vil ander schwer krankheit, hat groß armut gelitten, Verspottung, höhnische Wort, Schrecken und groß Widerwärtigkeit, noch ist sie nie rochselig gewest." Und erinnernd fügt der Sohn hinzu: „Sie strafet mich allzeit fleißig, wo ich nit wol handlet. Und sie hätt allweg meiner und meiner Brüder groß Sorg vor Sünden, und ich ging aus oder ein, so was allweg ihr Sprichwort: Geh in den Namen Christo."

Als die Mutter dann verschieden war — zwei Monde, nachdem die Skizze entstanden —, schreibt der Sohn oben an den Rand sorgsam mit Feder und Tinte: „und ist verschieden Im 1514 Jor am erchtag vor der crewtzwochn um zwey gemacht."

Nun werden die Klugen kommen — und ich kenne sie — und sagen, daß es ja gar nicht auf das Was der Darstellung ankomme, sondern lediglich auf das Wie der künstlerischen Bewältigung — und daß z. B. die Sehnen am hageren Halse der Mutter gar nicht da seien, weil es Sehnen sein sollen, sondern usw., und was sie mehr wissen. Für solche Gescheiten habe ich nicht geschrieben. Für die anderen Leser aber füge ich jene Stelle aus den Werken meines lieben Ahnen, des Matthias Claudius, an, weil sie mir jedesmal bei Betrachtung des Dürerschen Mutterbildes in den Sinn kommt:

„Vor einiger Zeit starb mir meine Mutter. Sie hielt vorher viel aus, still und gelassen, wie sie immer war, und konnte nicht sterben. Einige Tage vor ihrem Ende reisten wir alle noch zu ihr und standen da um ihr Bette und sahen sie an, einer so klug wie der andere. Ich wollte mir mein Herz gern trösten und wollte ihr noch so gerne was zuliebe tun; aber essen und trinken mochte sie nicht mehr, mochte auch sonst nichts mehr. Ich dachte an alle die großen und kleinen Erfindungen der Menschen, davon du mir gesagt hast: an die Seelenlehre, an Newtons Attraktionssystem, an die Allgemeine Deutsche Bibliothek, an die Genera Plantarum, an den Magister Matheseos, an den Calculum infinitorum, an die gerade und schiefe Aszension der Sterne und ihre Parallaxen usw. Aber es wollte mir alles nichts verschlagen — und sie lag da — lag am Abhang und sollte hinunter! und ich konnte nicht einmal sehen, wo sie hinfiel. — — Da befahl ich sie Gott und ging hinaus . . . und machte ein Sterbegebet, daß sie's ihr vorläsen. Es war meine Mutter und hatte mich immer so liebgehabt, und ich konnte doch nicht anders!"

Es ist eine Wohltat des Schicksals, daß wenigstens dieses Mutterbild Dürers im Kupferstichkabinett zu Berlin, also im Vaterlande, verblieben ist. Ich glaube, nur ein Mensch deutschen Blutes und deutscher Seele vermag die Innerlichkeit dieses Werkes zu erfühlen. Er schreckt nicht vor der Wahrhaftigkeit dieses Bildes zurück, sondern folgt willig dem Kohlestift des Künstlers aus der Gebrechlichkeit alles Körperlichen hinweg in die Sphäre der ewigen Schönheit. Und zu seinem Verwundern und zu seinem Lohne strahlt diese ewige Schönheit dann merkbar auf das Antlitz der Greisin restlos zurück.

Hermann Claudius

# O Musica, du edle Kunst!

Wer weiß, wie ich zum Lehrer für das Laienmusizieren geworden bin, der kann mich am leichtesten verstehen. Als jugendlicher Wandervogel spielte ich Laute, und wir sangen die Lieder des Zupfgeigenhansl dazu. Das ist eine Liedersammlung, in der alte Volkslieder von Hans Bräuer und seinem Kreis zusammengestellt wurden, aus Liebe zur deutschen Heimat und Landschaft. Die Liebe zu diesen Liedern und zu meiner Laute bewog mich, Instrumentenmacher zu werden, um all die Instrumente noch neben die Laute zu stellen, die uns helfen konnten, urväterliches Erbgut wieder lebendig zu machen. In Markneukirchen, der Stadt, in der in jedem Hause Musikinstrumente gemacht werden, erlernte ich das Handwerk und gründete auch meine Werkstatt. Hier baue ich mit meinen Gehilfen und einem meiner Söhne Instrumente, von denen vor meiner Arbeit teilweise nur ein paar Musikwissenschaftler wußten und die doch aus der heutigen deutschen Hausmusik nicht mehr fortzudenken sind: die Blockflöte und die Gamben. Heute gibt es in Deutschland Hunderttausende von Blockflöten, eine ganze Industrie hat diese Entwicklung beschleunigt und begünstigt.

Nun baue ich diese Instrumente nicht nur, sondern spiele darauf auch auf Konzerten und im Rundfunk, um zu zeigen, wie leicht es ist, mit Blockflöten und Gamben an wesentliche Musik heranzukommen. Nicht die am schwersten zu spielende Musik ist die wertvollste, sondern gerade die schlichte, in der alle Weisheit zur einfachen Form geschlichtet erscheint.

„Innsbruck, ich muß dich lassen" —

Das ist ein allgemein bekanntes, wunderbares Lied, welches uns in dem vierstimmigen Satz des Komponisten Heinrich Isaak erhalten ist. Isaak war Musikus am Hofe des Kaisers Maximilian, der ja von Albrecht Dürer gemalt wurde. Es ist das ausgehende Mittelalter, das Ende des 15. Jahrhunderts, dem wir dies Lied verdanken. Martin Luther lebte damals und der Meister Mathias Grünewald, der den Isenheimer Altar malte.

Innsbruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen
In fremde Land dahin.
Mein Freud ist mir genommen,
Die ich nit weiß bekommen,
Weil ich im Elend bin.

Dies Lied paßt so gut zu Ihnen da draußen. Elend, das bedeutete im alten Sprachgebrauch soviel wie Fremde, wie Wegsein von den Lebensgewohnheiten der Heimat und den lieben Menschen, Bergen, Bäumen und Blumen der Heimaterde. Das herzinnige Gedicht

soll der Kaiser Maximilian selber gedichtet haben, wie er Innsbruck verlassen mußte. Ja, das ist ein Lied, welches Sie singen oder mit Blockflöten und Gamben leicht spielen können. So „schlicht" ist es, daß Bach es fast über alles stellte und mit verändertem Text in seine Kantaten öfters aufgenommen hat, ja, daß Beethoven, um seine Umwelt auf die schöpferische Welt des Mittelalters hinzuweisen, einmal gesagt haben soll, er würde gerne eine ganze Sinfonie hergeben, wenn er dafür das Innsbrucklied hätte schaffen dürfen. Wie ein Fanal wirkt ein solcher Ausspruch auf uns, und wir setzen uns gerne ringend mit einem solchen Liede auseinander, dessen Schönheit uns zwar ohne weiteres gefangenhält, dessen künstlerische Größe wir aber zunächst einmal nur aus diesem Ausspruch wissen.

Seit Beethoven und Goethe, der die Volksliederforschung in die Wege geleitet hat, sind alte Volkslieder gesammelt und neu gedruckt worden. Heute sind in Deutschland große Verlage nur damit beschäftigt, alte Volksmusik in wohlfeilen schönen Ausgaben jedem zur Verfügung zu stellen, der sich danach sehnt. Das sind in Deutschland ebenso viele, wie es schon Blockflöten gibt.

Nun können Ihnen auf dem gleichen Wege, wie dieses Heft zu Ihnen gekommen ist, sicherlich auch Liederbücher zur Verfügung gestellt werden und vielleicht sogar Instrumente; Noch besser ist, Sie machen sich die Instrumente selber. Eine Blockflöte kann aus einem Bambusrohr leicht selber gebastelt werden. In Schulbastelstunden wird dies allenthalben in der Heimat getan. Diese Flöten sind zwar nicht in so weitem Umfange zu spielen wie die Flöte eines guten Flötenmachers, aber schön klingen sie auch und können große Freude bereiten. Eine Anweisung, solche Flöte zu machen, gebe ich in einem besonderen kleinen Aufsatz.*)

Hier möchte ich noch auf einen anderen Gedankengang hinleiten, der mir sowohl bei meiner Arbeit in der Werkstatt wie auch bei meiner Musiklehrtätigkeit führend ist: Die Suche nach dem Klang. Was wir einen Ton nennen, ist eine Vielheit von Tönen. Denn jeder Ton hat eine rechte Anzahl von sogenannten Obertönen, die in strenger gesetzmäßiger Intervallstufung mit jedem Ton, den wir vernehmen, mitschwingen. Die Summe dieser Obertöne bedingt die Klangfarbe; ein dumpfer Ton hat weniger Obertöne als ein heller oder gar schriller Ton. In diesen Obertönen ruht das ganze Gesetz der Harmonie. Bei einer Fanfare können wir die einzelnen Obertöne durch mehr oder weniger straffe Lippenspannung einzeln herausholen, wobei dann natürlich auch wieder jeder einzeln herausgeholte Ton seine Obertonreihe hat. Wir nennen diese Töne, die wir ohne irgendeine mögliche Veränderung der durch das Blech eingeschlossenen Luftsäule erzeugen können, Naturtöne oder auch Harmonietöne. Denn Harmonie ist Vielheit, die wir aneinanderreihend zur Melodie werden lassen. Das Harmonische ist also in der Natur bedingt. Die Suche nach dem Klang ist gleich der Suche nach dem Natürlichen in uns: Der Klang kann uns zu dem Spinnennetz werden, durch welches wir die Einstrahlungen des Natürlichen vernehmen. Das Mittelalter sprach von der Harmonie der Sphären und meinte dasselbe damit. Wenn die Harmonie schon in jedem einzelnen Klang vorhanden ist, so ist der Wille zur Bewegung auch schon in jedem einzelnen Ton vorhanden, und damit der Wille zur Musik.

Nun finden wir beim Weitersuchen zwei ganz wesentliche Naturerkenntnisse in der Musik wieder. Die eine kommt vom Himmel und die andere von der Erde. In 12 Halbtonstufen zerfällt jede Oktave durch Naturgesetz. 12 Fixsterne haben wir am Himmel. Die 12 kommt vom Himmel. In 7 Schritte aber zerfällt die Oktave, wenn wir eine Tonleiter singen, und zwar in 5 Ganztöne und 2 Halbtöne. Diese 7 entspricht dem irdischen Wachstumsrhythmus. Alle 7 Jahre verwandeln wir uns physisch. Nun singt jedes Kind diese 7 Tonschritte einer

*) Siehe Beilage zu diesem Heft.

Tonleiter, ohne zu wissen und zu denken: diese 7 Schritte sind ihm eben natürlich, sie entsprechen seinem Wachstumsrhythmus, der in ihm durch das Singen lebendiger Ausdruck wird. Durch die Musik kommt der Himmel zur Erde.

Wenn wir das wissen und anfangen mit dem Musizieren, wenn wir einen Ton auf einer kleinen Flöte blasen und uns von dem Ton weitertreiben und immer wieder zur Harmonie treiben lassen, so verstehen wir auch, warum ein Wissender wie Bach über alle seine Werke das „solum deo gloria", das „Allein Gott die Ehre" geschrieben hat. Schöpferisch Musizieren ist ja nichts weiter als einfangen, was der Weltenvater uns darreicht. Das kann aber nur der, der selber eine innere Weite hat. Wer Schwieriges meistert, ist ja noch kein Könner, kein Künstler, sondern zunächst nur erst ein Virtuose.

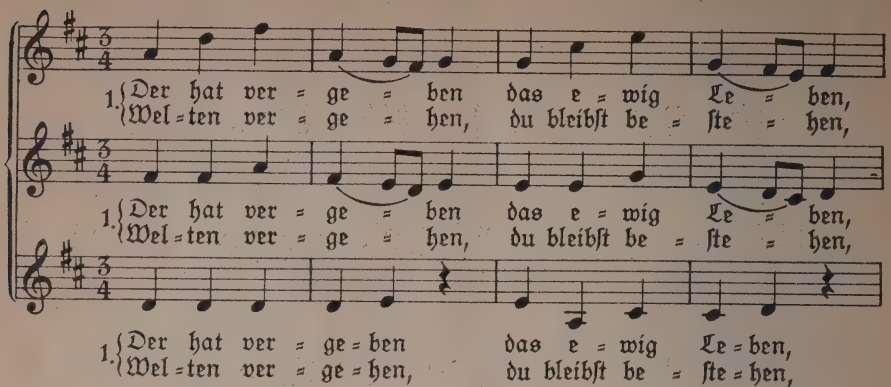
Was bedeutet das nun für Sie da draußen? Sie können, so Sie nur wollen, leicht ein rechter Künstler werden, wie ich einmal einen in einem pommerschen Schäfer angetroffen habe. Der saß inmitten seiner Schafe, um ihn herum eine weite Landschaft und über ihm der Himmel und blies mir eine wunderbare Melodie vor. Ich versuchte, sie aufzuschreiben, obgleich es schwer war. Denn diese Melodie fing gar nicht ganz deutlich an und hörte eigentlich überhaupt nicht auf, ein Ausschnitt aus dem Unendlichen, ging sie von getragenen Harmonieklängen zu springenden Trillermelodien über. Nun summen Sie doch auch einmal eine Melodie vor sich hin und lassen sich von der Melodie treiben, und versuchen Sie, es einmal aufzuschreiben. Der Rhythmus, der sich dabei aufzwingt, wird alles in eine Form bringen. Sie werden dabei viel mehr lernen, als Ihnen Bücher und dieser kleine Aufsatz vermitteln können. Ich hab' es auch so gemacht, auf der Suche nach dem Klang.

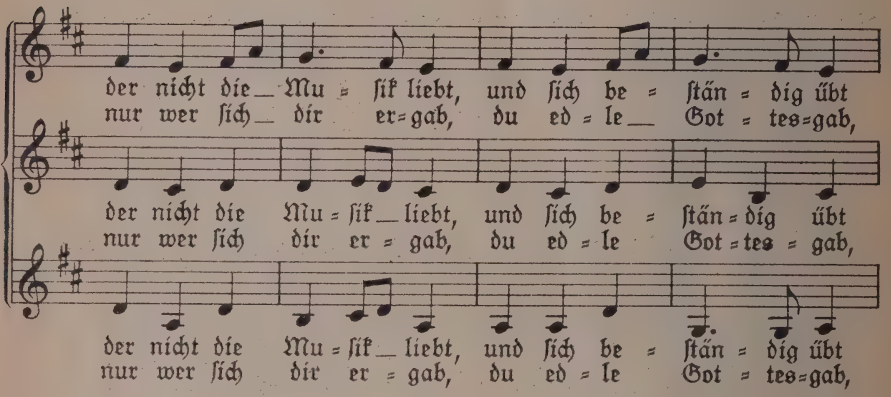
Peter Harlan

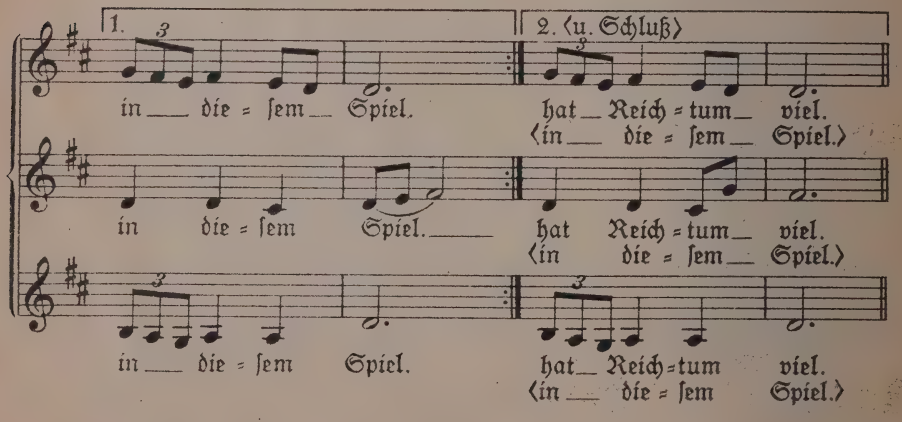
Aufnahme: Herbert Grohe, Zoppot

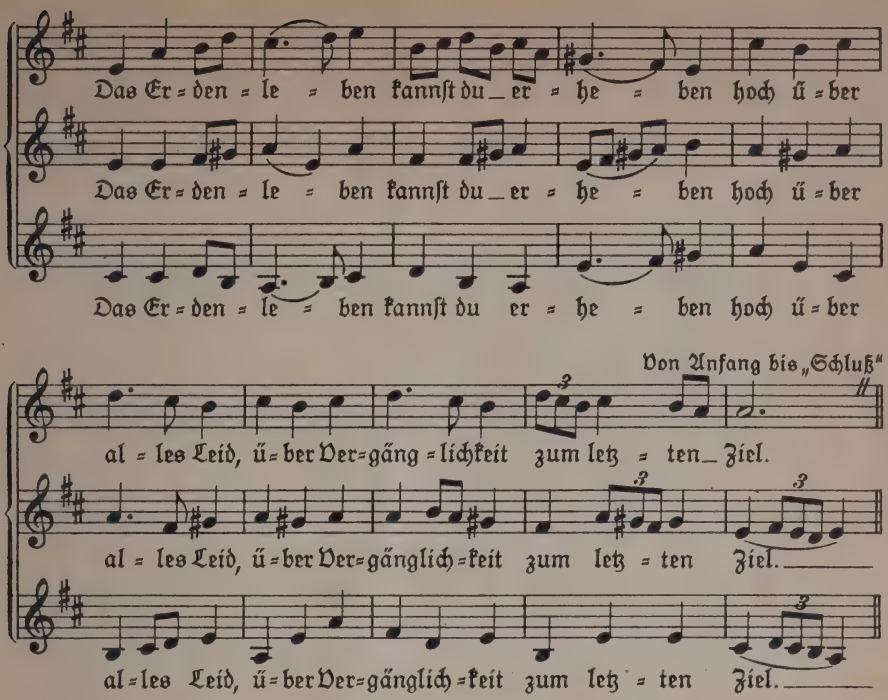
# Der hat vergeben das ewig Leben

Weise: Valentin Rathgeber
Satz: Fritz Neumeyer






2. Sie kann regieren,
die Herzen führen,
der Jugend edlem Blut
und allem hohen Mut
ist sie ein Hort.
Ihr männlich Werben
hemmet Verderben,
ihr Anmut löset Streit,
wo allzuleicht entzweit
das schnelle Wort.
Allem Gelingen,
hebt sie die Schwingen
ihr Lied entflammt die Nacht,
reißt fort mit aller Macht
von Ort zu Ort.
Sie kann regieren,
die Herzen führen,
der Jugend edlem Blut
und allem hohen Mut
ist sie ein Hort.

3. Mit frohen Sinnen
kannst du beginnen
dein Werk im Morgenschein,
weil dich das Vögelein
zum besten grüßt.
Es fliegt vor Freuden
auf grüner Heiden,
es singt, so schön es kann,
da wird dem Ackersmann
der Schweiß versüßt.
Es fliegt durch Berg und Tal,
singt fröhlich überall
bis um die Abendzeit,
wenn du zur Ruh bereit
den Tag beschließt.
Mit frohen Sinnen
kannst du beginnen
dein Werk im Morgenschein,
weil dich das Vögelein
zum besten grüßt.

Aus dem „Neuen Chorbuch" des Bärenreiter-Verlages, Kassel-Wilhelmshöhe, in der Bearbeitung von W. Pudelko und Fr. Neumeyer.

# Beethoven

Wesensmerkmale deutschen Seelentums sind: innige Naturliebe, tapferer Trotz im Ringen mit den widerwärtigen Gewalten des Schicksals und ehrfürchtige Hingabe an das Geheimnis der göttlichen Wirklichkeit. An Beethoven, der zu den größten Erscheinungen unseres Volkes gehört, läßt sich dieser Dreiklang des Herzens in besonders lebendiger Weise veranschaulichen.

Beethoven (1770—1827) hat zeitlebens eine heiße Liebe zur Natur besessen. Wir haben eine Fülle von Äußerungen des Meisters, die uns diese Hingabe ahnen lassen. So schreibt er einmal, nachdem er die heiße Sommerwohnung in Wien mit ländlicher Umgebung vertauscht hat: „Wie froh bin ich, in Gebüschen und Wäldern, unter Bäumen, Kräutern und Felsen wandeln zu können. Kein Mensch kann das Land so lieben wie ich. Ich bin selig, glücklich im Walde! Ist es doch, als ob jeder Baum zu mir spräche: Heilig, heilig . . . o Gott, welche Herrlichkeit! Wenn ich am Abend den Himmel staunend betrachte und das Heer der Lichtkörper, dann schwingt sich mein Geist über diese so vielen Millionen Gestirne hin zur Urquelle, aus welcher alles Erschaffene strömt."

Unter den neun Sinfonien Beethovens gibt es zwei Werke, in denen sich diese Liebe zur Schöpfung als Gottes Meisterwerk in hinreißender Pracht und Frische einen wundervollen, künstlerischen Ausdruck geschaffen hat. Das ist der Schlußsatz der 9. Sinfonie mit der berühmten Chorstelle: „Ihr stürzt nieder, Millionen, ahnest du den Schöpfer, Welt?" Daneben steht in besonderer Lieblichkeit die 6. Sinfonie, die sogenannte Pastoralsinfonie. Beethoven hat den einzelnen Sätzen dieses Werkes programmatische Worte vorangesetzt. Der 1. Satz ist überschrieben: Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Land. Über dem 2. Satz steht: Szene am Bach. Dann folgt ein „Lustiges Zusammensein der Landleute", das jäh unterbrochen wird durch einen heraufziehenden Gewittersturm im 4. Satz, bis schließlich das Ganze in einem wundervoll gelösten Lobpreis ausklingt: Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm. Das ganze Werk ist ein überwältigendes Zeugnis reiner, edler Naturandacht in der Sprache der Musik.

Beethovens Leben ist eine Kette von Leiden gewesen. Wohl hat es nach der Schattenzeit einer freudlos gedrückten Jugend auch Jahre voll Ruhm, Bewunderung und Ehrung gegeben. Aber schon um das 30. Lebensjahr herum machen sich in diesem gottbegnadeten Leben rätselhaft genug die ersten Spuren eines Gehörleidens geltend, und dieses Leiden, das mit den Jahren unaufhaltsam fortschreitet bis hin zur völligen Taubheit, breitet über den großen Dulder die Nacht tiefster Verzweiflung. Schon im Jahre 1801 erklärte Beethoven seinem Arzt: „Mein Gehör ist seit drei Jahren immer schwächer geworden. Meine Ohren sausen und brausen Tag und Nacht. Ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu." Und 1810 schreibt er an einen Freund: „Ich wäre glücklich, vielleicht einer der glücklichsten Menschen, wenn nicht der Dämon in meinen Ohren seinen Aufenthalt aufgeschlagen hätte." Beethoven kann sich bei den Proben nicht mehr mit dem Orchester verständigen. Seit dem Jahre 1815 verkehrt er nur noch schriftlich mit der Außenwelt. Er vernimmt nicht einmal mehr den Beifall eines ganzen Hauses. Die herrlichen, letzten großen Werke sind im Zustand völliger Taubheit geschrieben.

Beethoven hat gegen dieses furchtbare Lebensleid mit männlichem Trotz gerungen. „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederzwingen soll es mich gewiß nicht." Aus dieser kämpferischen Haltung heraus ist die berühmte 5. Sinfonie in c-moll entstanden. Die vier wuchtigen Schläge, mit denen der 1. Satz beginnt, sollen nach Beethovens eigener Aus-

sage bedeuten: So klopft das Schicksal an die Pforte. Das ganze Werk ist Ausdruck eines ungeheuren Ringens, durch Nacht und Anfechtung hindurch zum Licht zu gelangen. Beethoven bleibt für alle Zeiten groß und vorbildlich: männlich, trotzig und heldenhaft hat er den Kampf gegen Schicksal und Leid aufgenommen. Durch alle seine Werke zieht sich dieser Geist einer tapferen und hochgemuten Gesinnung, die für jedermann etwas Aufrichtendes hat.

Bei aller heldischen Größe kennt Beethoven doch keine trotzige Auflehnung gegen Gott. Wir kennen Gebete von ihm, aus der letzten Zeit seines Lebens niedergeschrieben, die uns zeigen, in welcher Ergebung des Herzens der Meister seine Zuflucht bei dem lebendigen Gott gesucht hat. Es heißt da: „O Himmel, hilf mir tragen. O Gott, gib mir Kraft, Gott, Gott, mein Hort, mein Fels, o mein Alles, o höre mich, deinen Unglücklichsten aller Sterblichen!"

Beethoven lebt, wie die meisten seiner Zeitgenossen, nicht mehr selbstverständlich in der christusgläubigen Welt eines Bach, Schütz und Händel, aber er ist eine durch und durch religiöse Natur, er verlangt nach Gott, er ringt um die Gottesgewißheit. Gerade darum ist er dem heutigen Menschen so nah, weil sich der moderne Mensch in ganz ähnliche Kämpfe verstrickt weiß im Suchen nach der absoluten Wahrheit.

Daß Beethoven nicht nur ein Suchender war, daß er etwas davon wußte, wo die Heimat der Seele zu finden ist, das bezeugt am schönsten seine Missa solemnis. Die Art und Weise, wie er in diesem Werk die Chor- und Solostimmen das „Kyrie eleison" ausrufen läßt, wie er das Kruzifixus im Credo auslegt und wie er im Schlußgesang das „Gib uns deinen Frieden" als inniges Gebet aufsteigen läßt, das alles macht deutlich, mit welcher tiefen Ehrfurcht Beethoven den christlichen Wahrheiten gegenüberstand.

So steht der Meister vor uns, liebenswert in seiner reinen Naturfreude, vorbildlich in seinem männlich-kämpferischen Trotz und nachahmenswert in seiner echten und ehrlichen Hingabe an die Welt Gottes.

Adolf Köberle

Die berühmte Bachorgel in Arnstadt, Thüringen

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

# Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache

## Begegnung mit einem Gedicht

Wie heimlicher Weise
Ein Engelein leise
Mit rosigen Füßen
Die Erde betritt,
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen!
Ein heilig Willkommen,
Herz, jauchze du mit!

In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du, Vater, du rate!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt! Eduard Mörike

Kennt ihr die „Wies"? Seid ihr einmal von Oberammergau aus hinaufgestiegen, Stunde um Stunde durch den dunklen Hochwald, bis es zuletzt sich schier überraschend lichtete und inmitten einer grünen Runde die weiße Wallfahrtskirche erschien, selbst ein Stück heller Landschaft und zugleich doch ein Geheimnis höherer Helligkeit, ein Bau der Gnade? Seid ihr eingetreten, habt ihr's wahrgenommen, dieses Wunder aus Blau und Rosa und Gold, Wunder der Leichtigkeit und des Lichtes, Überwindung der Schwere, der Starre, der Trägheit des Steines und nicht nur des Steines? Ein großer Meister, so dünkt es uns, hat hier im Raume gewagt, wozu er zuvörderst sein Herz vermocht hatte: er hat Platz gemacht für die Heiterkeit des Ewigen, eine Weite bereitet für Erd- und Himmelslobgesang. Da steht ihr nun und möchtet wohl im Worte einstehen für solche Freude, möchtet antworten und wißt nicht wie. Ich meine, euch wäre geholfen, wenn euch einer diese Worte leihen würde, die von Anbeginn her das Wunder der göttlichen Herablassung rühmen, den Abglanz der Begegnung von Himmel und Erde:

Wie heimlicher Weise — Mit rosigen Füßen
Ein Engelein leise — Die Erde betritt –

Aber es bedarf keiner Wies; ihr braucht nur, was ihr alle haben könnt: einen Morgen am Neujahrstag und den Gang von der Burghalde herab, der nächtlichen Herberge. Dort waret ihr gestern abend alle beisammen gewesen, geeinigt durch den nachdenklichen, erschrockenen und getrosten Ernst, mit dem ernste Menschen diesen letzten Abend des Jahres begehen. Jeder hatte, der Verabredung gemäß, von einer wichtigen Stunde aus dem letzten Jahr erzählt; danach, als es unversehens Mitternacht geworden war, stand man beisammen am offenen Fenster und ließ den Glocken im Talrund das letzte Wort. Dann war Stille geworden; etliche schliefen den alten, unerschütterlichen Kinderschlaf, einige wachten noch lange; einer, den besondere Besinnung wach hielt, hörte den Schneefall, der gegen Morgen einsetzte, nichts war so leis wie der. Und nun war es Morgen. Ein Frühaufsteher hatte geweckt, hurtig hatten sich alle fertig gemacht, der Plan war, ins Dorf hinabzugehen zum

Morgengottesdienst. Das Schneien hatte aufgehört, aber ein fahler Schneehimmel hing noch immer über dem Lande; winterklare Luft umfing die Heraustretenden, eine weiße Schneedecke lag auf dem Talweg, ins Lautlose versank der Fuß. Und wie aus dem Chorhimmel der Wieskirche, so hier aus dem leibhaftigen Himmel über der Erde wurde dies wahr:

Wie heimlicher Weise
Ein Engelein leise
Mit rosigen Füßen
Die Erde betritt,
So nahte der Morgen –

Ihr spüret, wie diese fünfte Zeile der Strophe für sich steht, so, wie ein Neues eintritt, wie ein Unversehrtes naht. Herz, du Herz des Wanderers, du gestern wie heut' schlagendes, du heut' wie gestern unruhig stürmendes, höre: ein Neues beginnt.

Und nun seid ihr im Tal, den Weg säumen die ersten Häuser, der Schnee schimmert bläulich, und noch ist Licht in den Stuben. Aber nun treten die Dorfleute heraus auf die Straße, in der dunklen Festtagstracht, und heute grüßen sie nicht nur, heut' geben sie sich die Hand und wünschen sich „gesunden Leib und den Frieden und den Heiligen Geist".

Beim letzten Glockenschlag ist die Kirche erreicht, die Orgel hebt an, es ist eine feierliche Gewalt in ihrem Anheben, und eine große Helligkeit ist in diesem ersten Orgelspiel des neuen Jahres, Oboe, Aoline und Vox coelestis sind gezogen, sie sind wie das „Jauchzen der Frommen" — „Herz, jauchze du mit!" Aber der große Grundtext fehlt nicht, und die hier zusammenkommen, die wollen kein Traumgedicht. Sie meinen das Gottesjahr, sie schreiben, wie die Väter vor ihnen geschrieben haben: Anno Domini 1942, und das will sagen: nicht nach unserm Sinn beginnen wir dies Jahr, sondern:

In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.

Nein, wir sind nicht die Herren dieses Jahres, aber wir kennen den Herrn dieses Jahres. Und mehr noch: wir trauen ihm. Wir wagen es — um Christi willen wagen wir es — „Du" zu ihm zu sagen:

Du, Vater, du rate!

Merket, wie dieses „Du" so tieftröstlich klingt. Es ist das gleiche Geborgensein des dunklen Vokals, das wir in „Ruhe" und „Truhe", in „Hut" und „gut" so liebhaben, und der Doppelklang des zweimaligen „u" und „a" in dieser Zeile ist wie Ein- und Ausatmen des Lebens, das sich zu der tapferen Weisheit bekennt: „der geht am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht." Nein, er weiß es nicht, und weiß doch mehr als dieses: Ich weiß nicht. Weiß, daß er bitten darf. Nicht nur um Rat und zarte Hilfstellung, nicht: ich will drauflos leben, dann gib du deinen Segen dazu, sondern:

Lenke du und wende!

Du mußt erschrecken, wie heftig diese Zeile dir entgegenstößt. Du hättest gewiß gesprochen: „Du, Vater, du rate, du lenke und wende." Aber nein: „lenke du", das will sagen: wenn Gott lenkt, so geht es himmelhoch über Menschenkunst und Menschenplan hinaus, und da magst du wohl den Atem anhalten, wie er anhält in dem gelinden und unausweichlichen Einschnitt „lenke du und wende" — das bedeutet denn: wenn Gott lenkt, so wenden sich wahrhaftig die Wege, so gibt es ein Ende und einen Neubeginn, eine andre Richtung, einen Ausblick, wo keiner zuvor hinaussah.

Da ist die Orgel, alle Register sind gezogen, mächtig, mit allen ihren Stimmen, führt sie's dem Schluß entgegen. Und der dreifache Reim von „wende", „Hände", „Ende", der macht, daß die Strophe daherströmt wie ein großes Wasser, das immer neuen Zufluß aufnimmt.

Bis zuletzt eines bleibt und vor aller Augen steht, da die Orgel verharrt auf dem letzten Ton, dieses eine: Gottes Hände. Du blickst auf deine Hände. Sieh, wie sie halten wollen, was sie nicht halten können, wie ihnen entgleitet, was sie halten sollen, wie sie binden und lösen nach ihrer Weise. Aber nun blick' von dir weg und vernimm: hier sind Hände, die halten. Hände, die binden und lösen aus aller Wahrheit. „Er wacht sich nicht müde", diese waltenden, gestaltenden Hände sind und bleiben am Werk, auch am Werk deiner Hände. Begreife, wer's vermag: du trittst hinaus, du handelst. Und doch ist in dem allen ein Anderer kräftig, Strahlen fahren von ihm aus und bündeln sich in ihm zusammen, alle deine Tage zittern in seinem Licht. Das sagen deine Augen, nun sie in den Heimweg blicken, und jedes Schrittpaar deiner Füße frohlockt, frohlockt in den frohlockenden Silben: „Sei alles gelegt." Alles.

Albrecht Goes

## Min Moderſprak

Min Moderſprak, wa klingſt du ſchön!
Wa büſt du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
du dreoſt den Stolt herut.

Du bögſt min ſtiwe Nack ſo licht
as Moder mit ern Arm,
du fichellſt mi umt Angeſicht,
un ſtill is alle Larm.

Ik föhl mi as en lüttjet Kind,
de ganze Welt is weg.
Du puſt mi as en Voerjahrswind
de kranke Boß torecht.

Min Obbe folt mi noch de Hann'
und ſeggt to mi: Nu be!
Un „Vaderunſer" fang ik an,
as ik wul fröher de.

Un föhl ſo deep: dat ward verſtan,
ſo ſprickt dat Hart ſik ut,
un Rau vunn Himmel weiht mi an,
un allns is wedder gut.

Min Moderſprak, ſo ſlicht un recht,
du ole frame Red!
Wenn blot en Mund „min Vader" ſeggt,
ſo klingt mi 't as en Bed.

So herrli klingt mi keen Muſik
un ſingt keen Nachdigal;
mi lopt je glik in Ogenblick
de hèlln Thran hendal.

Klaus Groth

# Von der Freundschaft

Von der Freundschaft spricht nur einer, sie sei überall; der andere: sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn Du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst Du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den anderen kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselseitig zum Narren haben; denn, wie Du siehst, ist hier, wie in vielen anderen Fällen, ein jeder von ihnen nur sein eigener Freund und nicht des anderen. Ich pflege solch Ding „Holunder-Freundschaften" zu nennen. Wenn Du einen jungen Holunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest Du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl, und ist so ein trocken, schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß einer des andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß Du's von Herzen seist und Gutes und Böses mit ihm teilest, wie's vorkömmt. Die Delikatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er Dein Freund, daß er mit untertrete und es Deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß Du Deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber, wenn's Not ist, und er helfen kann, so nimm Du auch kein Blatt vors Maul, sondern gehe und fordere frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könne. Hat Dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt Du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt Du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand Deinen Freund, ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest Du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst Du denn sein Freund; das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann tun. Nein, Du mußt Deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in Deinen Arm und in Deinen Schutz nehmen; das granum salis versteht sich von selbst, und daß aus einem Edlen kein Unedles werden müsse.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeitlang beisammenstehen, Freunde und können einer des anderen nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Not in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der eine Wunsch nach Hilfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch.

Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst Du, auf diese Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

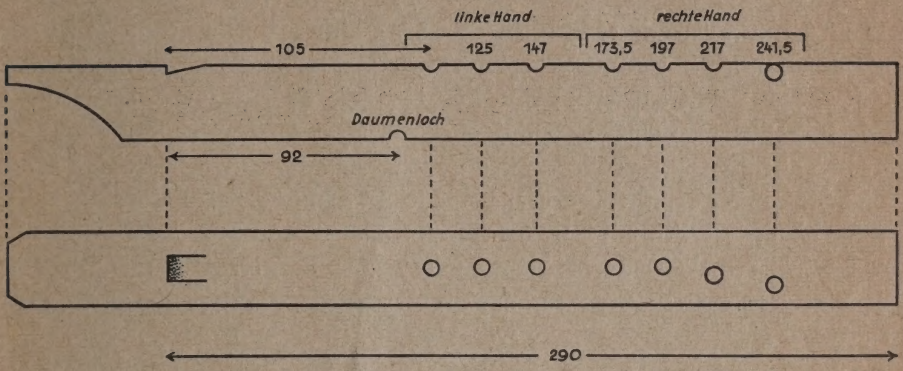
Postskript: Es gibt wohl einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

Matthias Claudius

Das höchste Gut
des Mannes ist
sein Volk / das höchste
Gut des Volkes
ist sein Recht,
des Volkes Seele lebt
in seiner Sprache.
Dem Volk, dem Recht
und seiner Sprache treu,
fand uns der Tag,
wird jeder Tag
uns finden.

FELIX DAHN

# Wie kann ich mir eine Blockflöte selber machen?




Maßstab 1 : 2 (Alle Maße in mm)

Wenn ein Bambusrohr vorhanden ist, dann geht es leicht. Ich würde raten, es erst einmal mit einer kleinen Flöte zu versuchen. Je länger die Flöte, desto tiefer ist der Ton. Eine kleine c-Flöte, wie sie in Deutschland als Schulflöte am meisten verwendet wird, hat eine schwingende Luftsäule von 290 Millimeter. Die Flöte selber ist noch um so viel länger, wie ihr Oberteil, der Kopf, lang ist.

Nachdem wir erst einmal das Bambusrohr durchstoßen und also zu einem Rohr von etwa 32 Zentimeter Länge uns gemacht haben, passen wir in das eine Ende einen Kork hinein. In den Kork schneiden wir einen Schlitz, der das Windband, welches wir durch diesen Schlitz bilden wollen, formt und in die Flöte hineinführt. Nun entsteht aber noch kein Ton. Damit die eingeschlossene Luftsäule in Schwingung geraten kann, muß der Luftstrom unterbrochen werden, wozu wir in unsere Flöte ein sogenanntes Labium einschneiden, das ist die lateinische Bezeichnung für Lippe. Also: es wird zunächst einmal in das Rohr von außen an der Stelle ein kleines Loch in das Rohr gebohrt, bis wohin der Kork langt. Damit nun der Luftstrom nicht auf das Bohrloch selber stößt, sondern sich in zwei rechte Teile teilen kann, von denen einer nur in die Flöte hineingeht, ein anderer kleiner aber aus der Flöte gleich heraustreten kann, schärfen wir die Wandung der Flöte nach dem Loch zu so an, daß die scharfe Kante die nach innen weisende Kante wird. Das Loch wird dabei rechteckig werden und soll dies auch. Wenn wir nun in die Flöte hineinblasen, entsteht schon der tiefste Ton der Flöte. Nun müssen wir diesen ersten Ton gleich auf das gewünschte c ausstimmen.

Zunächst einmal wird sie etwas tiefer sein; weil wir mit 32 Zentimeter Länge ein reichliches Maß genommen haben, so müssen wir nun unten von dem Rohr so lange abschneiden oder abfeilen, bis der Ton die gewünschte Höhe hat. Das Maß von 290 Millimeter schwingende Länge stimmt nicht ganz genau. Je weiter das Rohr ist, desto länger muß die Flöte sein. So sind alle Maße, die ich nun noch angebe, nicht genau, sondern müssen immer erst mit dem Ohr nachkontrolliert und also eingestimmt werden.

Nun hätten wir also den tiefsten Ton und wollen doch aber Tonleitern spielen. Dazu müssen wir in die Flöte Grifflöcher einbohren, die wir Tonlöcher nennen. Wo diese zu sitzen haben, das sehen Sie aus der beigegebenen Zeichnung. Sie müssen die Tonlöcher zunächst einmal klein einbohren und dann ein Loch nach dem anderen dadurch ausstimmen, daß Sie das Loch so lange immer weiter machen, bis der gewünschte Ton der Tonleiter hoch genug ist. 8 solcher Tonlöcher sind in jeder Blockflöte. Wenn ich also den kleinen Finger der rechten Hand von dem untersten Loch hebe, so muß der 2. Ton der Tonleiter kommen, beim zweiten Loch der 3. Ton, beim dritten Loch der 4. Ton. Dieser 4. Ton ist nur ein halber Ton, also muß dieses Loch kleiner werden als die anderen.

Ich gebe nun zu der kleinen Werkzeichnung auch noch eine Grifftabelle mit, nach welcher die Töne ausgestimmt werden sollen.

Bei der Grifftabelle gelten die kleinen Kreise als offene Löcher und die Kreuze als geschlossene Löcher. Die kleinen Bogen gelten als halbgeschlossene Löcher. Wenn wir das Daumenloch halb öffnen, entsteht der jeweilige Oktavton. Die Griffe für die jeweils dazwischenliegenden Halbtöne werden Sie dann beim Versuchen leicht alle finden können.

Und nun an die Arbeit. Sie werden sicherlich viel Freude an den selbstgemachten Instrumenten haben und werden sich dann auch einmal eine doppelt so große Flöte machen, die dann eine ganze Oktave tiefer ist und gut mit der kleinen Flöte zusammen geblasen werden kann, oder werden sich eine f-Flöte einmal machen, deren schwingende Luftsäule etwa 430 Millimeter lang ist.

| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | 13 | 14 | 15 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| + | + | + | + | + | + | + | + | o | ∪ | ∪ | ∪ | ∪ | ∪ | ∪ |
| + | + | + | + | + | + | + | o | o | + | + | + | + | + | + |
| + | + | + | + | + | + | o | + | + | + | + | + | + | o | o |
| + | + | + | + | + | o | o | o | o | + | + | + | o | o | o |
| + | + | + | + | o | o | o | o | o | + | + | o | o | o | + |
| + | + | + | o | o | o | o | o | o | + | o | o | o | + | + |
| + | + | o | o | o | o | o | o | o | o | o | o | o | + | o |
| + | o | o | o | o | o | o | o | o | o | o | o | o | + | o |
| c | d | e | f | g | a | h | c | d | e | f | g | a | h | c |

Peter Harlan